



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Kurfürst und der Geldfürst.

Novelle von Louise Mühlbach.

1. Der Prinzenknabe und der Judenjunge.

„Jetzt sind wir fertig, nicht wahr? Jetzt lehren wir in das Hotel zurück, um unser Diner einzunehmen?“

„Nein, mein Prinz, noch nicht, wir haben noch nicht alle Sehenswürdigkeiten der herrlichen Reichsstadt Frankfurt in Augenschein genommen, und da wir gleich nach dem Diner wieder abreisen müssen, so ist es nothwendig, daß wir vorher mit Allem zu Ende kommen.“

„Aber was giebt es denn noch weiter zu sehen?“ fragte der Prinz seufzend. „Ich versichere Sie, Herr Hofmeister, ich werde die Hälfte von dem vergessen, was ich gesehen habe, denn es ist zu viel, und meine Frau Mutter wird sehr erzürnt sein, wenn ich nichts von alledem behalten habe, was Sie mich sehen lassen.“

„Sie müssen Ihr Gedächtniß fleißig üben, mein Prinz,“ sagte der Oberhofmeister Baron von Emptich mit ernster Stimme. „Ein gutes Gedächtniß ist eine große Eigenschaft, namentlich für einen Fürsten, und da das Schicksal Sie einmal dazu bestimmt hat, ein regierender Herr zu werden, so müssen Sie vor allen Dingen Ihr Gedächtniß üben. Ein Fürst darf nichts vergessen, er muß das Größte, wie das Kleinste in guter Erinnerung bewahren.“

„So, Herr Hofmeister?“ fragte der Knabe, indem er seine blauen Augen mit einem scharfen, spöttischen Blick auf das edle ruhige Antlitz seines Erziehers heftete. „Ein Fürst darf nichts vergessen? Und haben Sie mir nicht erst neulich gesagt, daß ein Fürst gar kein Gedächtniß haben darf für Beleidigungen, die seine Unterthanen ihm angethan haben, daß er großmüthig sein und sich niemals rächen, sondern das ihm angethane Unrecht immer vergessen müsse?“

„Ich sagte nicht vergessen, sondern verzeihen, Prinz,“ erwiderte der Baron lächelnd. „Aber ich sehe, Sie haben in der That ein gutes Gedächtniß, und so zweifle ich denn auch nicht daran, daß Sie Alles behalten werden, was wir hier in Frankfurt in Augenschein genommen, und daß Ihr erster Ausflug in die Welt für Sie von Nutzen sein wird.“

„Aber sagen Sie mir nur, Herr Baron,“ fragte der Prinz, „wohin führen Sie mich eigentlich, was sind das für enge, abscheuliche Gassen, die wir hier passiren? Sehen Sie nur, da ist ja gar ein großes eisernes Thor mitten in der Straße angebracht? Und wie entsetzlich sieht es jenseits dieses Thores aus! Wo sind wir denn, Herr Baron, und was kann es hier in diesen abscheulichen, engen Gassen Besonderes zu sehen geben?“

„Prinz, etwas sehr Besonderes: das menschliche Elend,“ sagte der Baron feierlich, und indem er neben dem eisernen Gitter

stehen blieb, das mit zwei geöffneten Flügeln in dem grauen, verschmutzten Thorpfeiler hing, sagte er die Hand des Prinzen, und schaute mit ernstern, liebevollen Blicken in das verwunderte, neugierige Gesicht des Knaben.

„Prinz,“ sagte er, „Sie sollen an diesem Tage die zweite große Lehre empfangen. Sie haben im Kaisersaale vorher die erste empfangen. Sie haben auf dem Balcon gestanden, wo der Kaiser die höchste irdische Herrlichkeit ausstrahlt, wo er, über die ganze übrige Menschheit erhaben, von Niemandem Gesehe empfangend, als von Gott und seinem Gewissen, in seiner Kaiserpracht sich dem Volke zeigt und von ihm mit lautem Jauchzen begrüßt wird. Auf diesem Balcon stehend, und Ihnen die Herrlichkeit, Größe und Pracht eines deutschen Kaisers schildernd, sagte ich Ihnen, Sie möchten eingedenk bleiben, daß auch der Kaiser nur ein Mensch sei, ein irrender, fehlender, schwacher Mensch, trotz seines Purpurs und seiner Erdengröße. Jetzt, da wir hier vor diesen düstern Pforten stehen, welche den Eingang bilden zu dieser schmutzigen Gasse, mit den schwarzen, häßlichen Häusern, jetzt, da wir den Gegenjag des Mörders sehen werden, jetzt sage ich Ihnen, Sie mögen eingedenk bleiben, daß auch der Bettler ein Mensch ist, und daß vor Gott der Aermste und Unglücklichste eben so viel ist, und eben so viel bedeutet, als der reichste Herr und der stolzeste Kaiser. Sie sollen jetzt den Ghetto, die alte demüthige Judengasse von Frankfurt sehen.“

„Die Judengasse!“ rief der Knabe, indem er entsetzt einen Schritt zurücktrat. „Aber ich mag das nicht sehen, Herr Hofmeister, und es ist auch gar nichts Merkwürdiges dabei zu sehen, wie die alten, häßlichen Schacherjuden in ihren schmutzigen Häusern wohnen. Ich kann die Juden nicht leiden, denn ich weiß es ja, daß sie Alle schlechte, erbärmliche Menschen sind, deren Berührung schon entehrt, und die darum auch nicht mit den Christen in denselben Gassen oder Häusern leben dürfen. Jeder Jude ist ein Bettler, ein Geizhals, ein Schacherer und ein Betrüger.“

„Prinz Wilhelm,“ sagte der Baron streng, „erinnern Sie sich, daß auch der Erlöser der Menschheit, daß auch Jesus Christus ein Jude war. Kommen Sie, Prinz, Sie sollen die Judenstadt sehen, und Sie sollen von diesem Anblick Erbarmen und Milde lernen, Sie sollen sehen, wie die Vorurtheile der Menschen einen ganzen Volksstamm dem Unglück, der Erniedrigung, der Schande preisgegeben haben. Kommen Sie!“

Er nahm die Hand des jungen Prinzen und läßt ihn mit ihm die eiserne, hohe Schwelle, welche quer über die Straße von einem Thorpfeiler zu dem andern hinlief.

In demselben Moment sprang hinter einem dieser Pfeiler



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

„Hät, mien Jung, slöpst Du in mien Bett, Di dait de Ruh' good nödig.“ * sprach er.

Seine Einwendungen halfen nichts: Jörn bugsierte mich in sein großes Federbett. Das Licht verlöschte, und ich lag noch eine Weile wach und lauschend unter der schweren Decke. Noch hörte ich das Heulen des Sturmes, den klätschenden Regen und das Brausen der Wogen in ungeminderter Stärke. Endlich legte sich das Tosen. Nur noch dann und wann ein gellender Sturmpeff, ein letzter Windstoß, leises Plätschern der Wellen und ein vereinzelter Regentropfen, der an das Fenster klopfte. Endlich Alles ruhig, Frieden ringsum. Ich schlief ein.

Als ich erwachte, stand der Jäger vor mir mit einem freundlichen „Gooden Morgen, na, häst good sloopen?“

Nachdem wir geküßt hatten, packte er noch die besten Lederbissen zusammen und nöthigte mich die Erquickung auf. Stina aber überreichte mir zum Abschied ein Fläschchen Schnaps und meinte treuherzig, ich solle doch jeden Abend kommen, denn in ihrer Einsamkeit wär's ihnen Allen eine große Freude, wenn sie Abends mit mir zusammensitzen und plaudern könnten.

„Hät Recht, Stina,“ ergänzte der Vater, „he kummt ool nu jeden Dag to uns.“

Der Wind hatte sich gelegt, auch fiel kein Regen mehr vom Himmel. Drücken machten wir aus, daß er nun allabendlich mit seinem Rabe auf mich warten sollte. Und so kam ich jeden Morgen an den Damm, wenn er seine Aalkörbe aus dem Wasser nahm, und begleitete ihn auf seinem Rundgange und dann zum Frühstück nach Hause. Regelmäßig ruderte mich der Alte zurüd.

Zwar lagen wir in Meggerdorf auf Vorpösten, dennoch aber glich unser dortiges Leben völlig dem in einer Friedensgarnison. Sowohl die dänische als unsere Armee unternahmen nur selten noch eine Operation, und unbelaßt standen sich beide Theile

* Deut, mein Junge, schläfst Du in meinem Bett, Dir thut die Ruhe groß nödig.

scheinbar friedlich gegenüber. Dies machte es möglich, daß wir in dienstfreien Stunden uns allerlei Zerstreuung hingeben konnten. Ich benutzte meine Muße ohne Ausnahme zu meinem Besuche bei Jörn, mit dem ich auch schon einige Male auf die Jagd gegangen war. Einst hatte der gute Alte zufällig von mir erfahren, daß ich in der Regel Nachts zwischen zwölf und ein Uhr unsere Schanze visitiren mußte, in der wir einen Posten aufgestellt hatten. Und als ich meine nächste Runde machte, traf ich Jörn, der auf mich wartete und mir frühlich seine Flasche zum Trunke darbot. Von da an fand er sich fast jede Nacht bei der Schanze ein. So lebte ich die angenehmsten Tage. Es war mir, als sei Jörn's Haus meine eigene Heimath. Wie Eltern und Schwester betrachtete ich die lieben Leute, und ihnen galt ich als Sohn und Bruder.

Eines Abends hatte mich mein Vorgesetzter rufen lassen und mich beauftragt, auf den morgenden Tag mit Jörn Jäger eine längere gemeinsame Jagdpartie zu verabreden. „Sagen Sie dem Alten, er solle Kugeln mitnehmen, und besorgen Sie auch für sich den nöthigen Bedarf,“ schloß der Lieutenant.

Auf meine Erwiderung, daß wir ja nur Becassinen, Hühner und Hasen antreffen würden, mithin durchaus keine Kugeln brauchen, versetzte Jener: „Wir brauchen Kugeln, sage ich Ihnen, deshalb sorgen Sie dafür.“

Ich eilte zu Jörn Jäger, der mich schon längst erwartet hatte, und theilte ihm das Betreffende mit.

„Is doch een bannigen * Keerl,“ murrte Jörn vor sich hin.

Ich frag, was es mit den Kugeln für eine Bewandniß hätte, erhielt aber die kurze Antwort, daß ich das morgen nur zu früh erfahren würde. Nun ahnte ich wohl, daß es sich um eine Jagd in der unmittelbaren Nähe des Feindes handelte. Dies war auch in der That die Absicht des Lieutenants, der den Dänen gar zu gern dann und wann einen Kugelgruß hindüberschickte.

(Schluß folgt.)

* Thörichter.

Der Erfinder des Phosphor.

Die Pfaueninsel bei Potsdam ist ein Ort, der den Besuchern jener reizenden Gegend gewiß im Gedächtniß bleibt. Inmitten des schönen Wasserspiegels der Havel gelegen, die Aussicht auf herrlich bewaldete Ufer gewährend, bietet die kleine Insel in ihrem Innern selbst mannigfache Abwechslung dar. Schöne Pflanzungen, heitere und prächtige Gebäude zieren das Eiland, und namentlich hatte es in früheren Jahren besonderen Reiz, als noch eine Sammlung seltener wilder Thiere die Beschauer anlockte. Der ganzen auf der Insel herrschenden Einrichtung steht man es an, daß wahrhaft königliche Munificenz hier gewaltet. Und in der That ist es auch so. Die Herrscher Preußens haben sich Potsdam und dessen Umgebung stets zum Lieblingsstze ausersehen; Friedrich der Große ließ schon die Insel durch Anlagen verschönern und gab ihr den Namen Pfaueninsel, früher hieß sie der Kaninchen-Werder, später Pfauen-Werder. Nach und nach wurden immer mehr Verschönerungen auf derselben angebracht und die heitere Anlage dadurch zu einem Schmuckstück der Ziergärtnerei erhoben. Viel frühere Jahrhunderte scheinen jedoch bereits regelmäßige Anpflanzungen auf der Insel gesehen zu haben, denn die noch heute sichtbar symmetrisch gepflanzten ungeheuren Eichen, ein Kreis derselben, welcher das Wasserbassin einschließt, geben Zeugniß, daß hier schon in grauer Vorzeit eine ordnende Hand thätig war. Die Pflanzzeit der Eichen dürfte ungefähr das Jahr 1440 gewesen sein, doch finden sich auch noch viele weit ältere Exemplare dieses herrlichen deutschen Baumes.

Nicht immer war die Insel der Gegenstand des vergnügungsfüchtigen Publicums. Es gab eine Zeit, in der sie sehr verrufen war. Unbestimmte Sagen und Behauptungen hatten sich unter die Bewohner Potsdams geschlichen und dies Inselchen zum Sitz der fürchterlichsten, theilweise teuflischen Geschöpfe gemacht. Woher der schlimme Ruf entstanden, läßt sich schwer ermitteln; es scheint, daß eine geschichtliche Annahme, die Pfaueninsel sei in der Heidenzeit ein Opferplatz gewesen, jene Furcht vor dem Orte veranlaßte.

Besonders schrecklich und grauenvoll ward die Insel aber den Umwohnenden in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, unter der Regierung Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten. Das war die Zeit, wo sie noch der Kaninchenwerder hieß, wenigstens

beim Volke, denn in den Documenten wird sie schon damals Pfauenwerder genannt, und diese Documente übergaben im Namen des Kurfürsten den einsamen Werder einem Manne, dessen Ruf, unheimliches Wesen, verpönte und geheimnißvolle Beschäftigung nur dazu geeignet waren, den Abscheu der Bewohner Potsdams und der Umgegend vor der gefürchteten Insel noch zu vermehren. Der finstere Gast, später Eigenthümer des Pfauenwerders, hieß Johannes Rundel, * war aus den Diensten des Kurfürsten von Sachsen in brandenburgische Dienste getreten und betrieb mit sächsischer Erlaubniß die teuflische (!!!) Goldmacherkunst.

Es war in den letzten Tagen des September 1686. Einem jener schönen Spätsommertage war ein kühler Abend gefolgt. Die Wellen der Havel gingen hoch und ließen ein Boot tanzen, welches von Potsdam her auf den Kaninchenwerder zusteuerte. In diesem Boote saßen zwei Männer, der Schiffer und dessen Passagier. Letzterer hatte sich in seinen Mantel gehüllt und regierte das Steuer, der Schiffer handhabte die Ruder. Die Unterhaltung der beiden Personen drehte sich um den verrufenen Kaninchenwerder, der das Ziel des Reisenden war.

„Aber,“ fuhr der Fremde in seinen Gesprächen fort, „wenn Ihr so schwere Anklage gegen den Adepten erhebt, so müßt Ihr doch einen Beweis gegen ihn vorbringen können!“

„Ja,“ entgegnete der Schiffer, „den haben wir freilich nicht, aber ist es denn nicht genug, daß er überhaupt auf der Insel wohnt? Welcher redliche Christ kann es da aushalten? Das ist ein Ort, wo sie vor diesem den Menschen das Herz ausgerissen haben und sie dem Bösen oder der gefräßigen Göttin Jetschi Baba

* Um bei späteren Gelegenheiten der Citate überhoben zu sein, bemerke ich sogleich hier, daß die sehr spärlichen Quellen über Rundel sich in der Manuscripten-Sammlung der Königl. Bibliothek zu Berlin befinden. Sie bestehen aus verschiedenen eigenhändigen Briefen Rundel's, Specificationen der ihm bewilligten Gelder für seine Arbeiten, aus einer von Dandemann unterzeichneten Untersuchung über Verwendung der Gelder, aus einem Documente des Kurfürsten von Sachsen, die Anstellung Rundel's betreffend, aus dem Schenkungsbriebe des Pfauenwerders durch den großen Kurfürsten und andern, theils Rechtfertigungsschreiben, sämmtlich die Untersuchung betreffend, in welche Rundel nach dem Tode seines Gönners verwickelt wurde und die ich später berühren werde. Die Papiere stammen aus dem von König geordneten Dandemann'schen Archive.

geopfert haben. Rings herum hier ist noch heute die Gegend voll von allerlei Spulgehaltem, und wenn wir Nachts die Reusen auslegen, können wir die Gespenster dazendweis sehen, wie sie durch das Rohr huschen oder über den Wasserspiegel schweben, oder auf den Forstberg schlüpfen, auf dessen Höhe sie ihre Tänze ausführen, wie sie ehemals um den rauchenden Opferstein getanzt haben. Es heißt der Berg noch heute bei dem verfluchten Wendenvolke, das hier um Potsdam wohnt, der Baberow, woraus sie auch Babersberg machen, zum Andenken an jene Baba, für die sie oben auf dem Berge geopfert.“

„Und die Insel?“ fragte der Fremde, „wie kommt sie damit zusammen?“

„Hab ich Euch nicht gesagt, daß da auch Teufelswerk getrieben wurde? Wenn ich nun das Alles zusammennehme, so kann ich doch nur denken, daß der Runderl, der auf dem Werder wohnt, mit dem Gottseibeiuns verkehrt, denn wie würden ihn sonst die höllischen Geister in Ruhe lassen? Er hat zwei Teufel bei sich. Einer ist in Menschen-, der andere in Hundsgestalt. Der Mensch ist ein gelbliches, verwachsenes Geschöpf mit Trübsaugen und langer Nase. Er hat ein furchtbares Maul und ist stumm, auch hintert er auf einem Fuße, der offenbar ein Pferdefuß ist, und ist boshaft wie alle seines Gleichen. — Der andere Geist ist in Hundsgestalt um ihn. Seht nur, wie das Höllevieh Nachts die Runderl um die Insel macht, die Augen wie Feuerräder im Kopfe, die blutige Zunge aus dem Rachen hängend, so läuft es leuchtend am Ufer herum.“ — Und mit diesem Geschmeiße zusammen lebt der Herr Runderl einsam auf dem wilden Dinge, das jetzt sein eigen ist, schon seit sechs Jahren. Nachts hört man wunderbare Löhne aus dem Hause erklingen, dann steigen Funken empor, und man gewahrt Glanz von Lichtern, die man nicht sieht. Ein Mal ist schon Alles heruntergebrannt, und das war eben durch den Teufel gemacht, dem Herr Runderl nicht ordentlich seinen Pakt gehalten.“

„Aber,“ warf der Fremde ein, „wie erklärt Ihr es, daß der Kurfürst den Teufelsbanner in Gold hat?“

„Lieber Herr, die Großen dieser Erde sind oft nicht so weitsehend in solchen Dingen, als wir, die Niedrigen, denn vor ihnen geben sich die Höllelkünstler nicht wie sie sind. Unser gnädiger Herr hat auch vielleicht die besten Absichten gehabt, aber Gold ist ein mächtig Ding, es schmeckt gut, und die Herren sehen nicht, woher es fließt, bis sie in den Schlingen des Bösen sitzen. Gott lenke Alles zum Guten!“

Unter solchen Gesprächen war man bis an den Werder gelangt. In Finsterniß gehüllt, lag er vor den Ankommenden. Der Fremde steuerte auf den Zuruf des Schiffers das Boot gegen das Ufer. Es fuhr in den Sand, und der Geladete erhob sich, um auszu steigen. „Wo finde ich das Haus des Runderl?“

„Das ist weit entfernt, am andern Ende der Insel,“ entgegnete der Schiffer.

„Warum habt Ihr mich nicht dahin gefahren?“

„Nein, Herr, Ihr habt mir ein gut Stüd Geld gereicht, daß ich Euch bis hierher bringe; ich bin arm, darum hab ich Euch den Willen gethan; aber in die Nähe des Teufelshauses bringt mich Niemand, dazu hab' ich meine Seele zu lieb. Auch Euch, Herr, raube ich ab. Ihr scheint mir ein braver Cavalier, ich weiß nicht, was Ihr vorhabt. Wollt Ihr aber durchaus, so geht in das dicke Gebüsch hier hinein, dann soll man auf eine lange Reihe doppelt stehender Eichen kommen, die Reihe führt auf das Haus. Seid Ihr morgen noch am Leben und wollt zurück, so ruft nur gegen Sacrow zu: „hol' über!“ da lande ich hier an, Euch zu fahren. Nun Gott befohlen! Ich will machen, daß ich zurückkomme, ehe ich den Schwerenothshund wieder zu sehen kriege.“

Der Fremde zog seinen Mantel fester um sich, während der Schiffer abließ und bald in der Dunkelheit mit seinem Boote verschwand, doppelt froh, als er endlich das jenseitige Ufer erreicht hatte. — Unter dessen schritt der Fremde in dem finstern Gebüsch vorwärts. Die ungeheuren Bäume, welche sich neben und über ihm erhoben, schienen die ganze Insel anzufüllen. Nur hie und da glaubte er ein freies Plätzchen zu bemerken. Der Boden, durch den Regen schlüpfrig gemacht, ließ den Fuß des Wanders oft ausgleiten. Zuweilen war es ihm, als husche irgend etwas

Lebendiges über den Weg. Der Fremde schien jedoch keineswegs von Vorurtheilen befangen zu sein. Er murmelte nur mit leiser Stimme: „Ein nichtswürdiges Wetter, ein schändlicher Weg! Beim Himmel, man kann es den Leuten nicht verdenken, wenn sie den Runderl für den bösen Roland halten. Wie kann man sich als Gelehrter solch einen Wohnplatz wählen! Freilich das Laboratorium und die kurfürstliche Bestallung als Kammerdiener, und,“ fügte er lachend hinzu, „das Geschenk. Eine ganze Insel als Geschenk! Ja, wenn ihm die letzte Sache noch gelingt, ist Runderl ein gemachter Mann.“

Unter diesen Selbstgesprächen und Betrachtungen war der Fremde an eine Bucht des Ufers gekommen. Von jetzt an führte der Weg dicht am Flusse entlang. Noch wenig Schritte hatte der nächtliche Besucher gemacht, als er plötzlich einen grellen Lichtschein auf dem Wasserspiegel der Havel gewahrte. Die Wellen zitterten innerhalb des bläulichen Feuerkreises, der sich genau in Cirkelform auf dem Wasser abzeichnete. Es war, als werde das Licht durch das runde Glas einer magischen Laterne geworfen. Zuweilen ward es matter, dann strahlte es wieder so hell, daß es den Augen wehe that. Der Fremde erinnerte sich jedoch, früher nie einen ähnlichen Lichtglanz, eine Lichtfarbe so eigenthümlicher Art gesehen zu haben.

Frostschüttelnd schlug er sich, dem Wege nachgehend, in ein aus Weimuthsletern und Ginstern zusammengefügtes Gebüsch. Hier durfte er nur noch einige dreißig Schritte thun, als er vor einer aus Bohlen gezimmerten Parthüre stehen bleiben mußte. Trotz der Dunkelheit gewahrte er Dächer des in geringer Entfernung befindlichen Gebäudes, aus dessen nach der Flußseite führenden Fenstern jener wunderbare Lichtglanz strahlte. Er fuhr mit der Hand an der Thüre herum, die Klinke zu suchen, und erfaßte den schweren eisernen Klopfer. Er hob ihn, und schnell hintereinander hallten die dumpfen Schläge durch die Nacht und das Heulen des Windes.

Diese Aufforderung um Einlaß beantwortete ein furchtbares Hundegebell. Das Licht verlösch, und der Fremde hörte, wie eine Thür geöffnet wurde. Schlürfende Tritte näherten sich dem Hofthore, das Hundegeheul begleitete dieselben. Während von innen das Schlüsselloch gesucht ward, sprang der einen Fremden witternde Hund an der Thüre empor und kratzte mit seinen ohne Zweifel ungeheuren Pfoten an den Bohlen.

Der Fremde zog unter seinem Mantel ein Jagdmesser hervor, die Thüre sprang auf, und schon wollte sich ein großer, jottiger Hund auf den Ansturmung werfen, als eine mächtige Stimme das Ungeheuer zurückschreckte. Diese Stimme kam aus dem der Eingangstüre gegenüberliegenden Hause, an dessen Parterrefenster ein Mann sichtbar war. Er hatte sich einen Schlafpelz übergeworfen. In seiner linken Hand hielt er eine brennende Nachtlampe, welche den Hof theilweise erhellte, seine Rechte umklammerte den Hals eines schußfertigen Doppelhakens, dessen Lauf im Scheine des Lichtes blühte. — Der Fremde hatte die ganze bestückte Bewölkung des Kaninchenwerbers vor sich. Der Dessenbe war der stumme hinkende Diener in Begleitung des Teufels Hundes, und am Fenster zeigte sich Herr Johannes Runderl, dem seine Mitbürger die Ehre vindicirten, ein Teufelskünstler zu sein.

„Wer ist da? Wer seid Ihr?“ rief Runderl, das Feuerrohr hebend.

„Sept ab!“ lachte der Fremde nähertretend. „Ihr braucht keine Kugel zu vergeuden.“ Er schlug den Mantel zurück und ließ seine Gesichtszüge hell von der Lampe bescheinen.

„Ihr seid es,“ rief Runderl, ebenfalls lachend. „Ihr, Herr Kirchmayer! Willkommen, tretet ein!“ Die Hausthür öffnete sich, und der Alchimist streckte dem Freunde die Hand entgegen. „Grüßemann,“ herrschte er dem Diener mit schreiender Stimme zu, „schließe das Hofthor! Wodan, verdammter Hund, gib Ruhe! Kommt in's Zimmer, Kirchmayer!“ Runderl schritt seinem Gaste voran in ein großes, sehr geräumiges Zimmer. Dasselbe war mit Büchern umstellt und durchaus wohnlich eingerichtet. In dem hohen Kamine prasselte, mit Berücksichtigung des kühlen Abends, ein helles Feuer. Bald war der Tisch gedeckt, prächtige Gläser mit Wein gefüllt umranden eine mächtige Firscheule, Früchte verschiedener Art lagen in krystallinen Schalen. Der Teufelshund knurrte in der Kaminede, und der dämonische Diener wartete auf.

Das ganze Aussehen Runderl's zeigte keineswegs den mürri-schen vertriebenen Gelehrten, sondern vielmehr den heitern, frischen

Lebemann, nicht den Teufelsknechten, sondern einen gutmüthigen, allerdings schlaun Gesellen. Letztere Eigenschaft prägte sich besonders auf seinem Gesichte aus, als er auf die Frage Kirchmayer's: „Ich komme eigens hierher, um Euch zu fragen: habt Ihr ihn?“ das Glas erhob und mit zufriednem Lächeln, die Augen blinzeln, entgegnete: „Ich habe ihn.“

Kirchmayer, ein schöner, stattlicher Mann, dessen geistreiches Antlitz den Gelehrten erkennen ließ, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser erklangen. „Ihr habt ihn wirklich?“

„Heute wieder mit ihm experimentirt,“ lachte Rundel.

„Wie, sollte etwa jenes Licht, das ich vorhin aus dem Hause strahlen sah — sollte —“

„Es kam von ihm,“ sagte Rundel. „Nehmt erst Speise und Trank zu Euch, dann sollt Ihr hören.“

Während die beiden Freunde sich an dem Tische des Adepten laben, möge hier einige Nachricht über das Leben und Treiben des seltsamen und verdienstlichen Mannes Platz finden.

Johannes Rundel, von Hause aus Apotheker, hatte sich bald auf das Studium der Metallurgie geworfen und sich namentlich in der Kunst, die zusammenhängenden Bestandtheile zu scheiden, hervorgethan. Bei diesen Beschäftigungen war es ihm gelungen, eine vorzüglich schöne verschiedenartige Glasmasse herzustellen, der er durch chemische Prozesse die mannigfaltigsten Farben zu geben wußte. Rundel hatte in mehreren Ländern seine wissenschaftlichen Resultate verworther, und obgleich ein für seine Zeit sehr erleuchteter Kopf, ward er dennoch von der allgemein herrschenden Sucht, den Stein der Weisen zu suchen und Gold zu machen, erfaßt. Durch diese Manie (gleichbedeutend mit der unserer Zeit, nämlich mit der Geisterklopferei und Tischrückenerei etc.) zeichneten sich das 17. und 18. Jahrhundert aus, was um so weniger verwundern darf, wenn man erwägt, daß es vorzugsweise die Fürsten waren, welche oft mit ungeheuren Kosten alchymistische Versuche anstellen ließen oder selbst anstellten. Jeder Mensch ist eben das Kind seiner Zeit, und sogar der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, unterlag dem Einflusse seines befangenen Jahrhunderts. Er hatte von Rundel viel gehört und berief ihn an seinen Hof, damit er in Brandenburg für den Kurfürsten arbeite. Rundel war in sächsischen Diensten. Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen hatte ihn nach Dresden gezogen, auch in der gewissen Veranlassung, bald ungeheure Goldklumpen in seine Münze schleppen zu können. Unter den vorhandenen Papieren befindet sich ein „A. S.“ unterzeichnetes Schreiben, welches auf geheimnißvolle Weise Rundel auffordert „in Dienste hoher Herren, die sich nicht nennen wollen, zu treten“, er möge seine Antwort nach Prag an Athanasius Schleicher senden. Da unmittelbar hinter diesem Schriftstück der Contract, wenn man es so nennen will, zwischen Rundel und dem Kurfürsten von Sachsen folgt, so ist ziemlich gewiß, daß jenes Briefchen von einem sächsischen Hofbeamten ausging und daß der „hohe Herr“ eben Kurfürst Johann Georg war. Der Vertrag datirt vom 6. October 1677. Wann Rundel von Dresden nach Berlin übergesiedelt, ist schwer zu ermitteln, doch hatte er schon 1680 auf dem Ränchenwerder ein Laboratorium.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm bedingte sich freilich nicht Goldmacherei aus, sondern in der von ihm ausgestellten Schenkungsacte (dat. v. 27. April 1685) steht immer noch, daß Rundel gehalten sein solle, „chymische Arbeiten“, namentlich aber „rare Gläser zu liefern“, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß der Kurfürst Gold erwartete. Rundel stand in hoher Gunst. Er erhielt den Ränchenwerder zum Geschenk für sich und seine Erben, auch Geld zum Bauen eines Hauses, Braugerechtigkeit etc. Seine Hauptarbeit war die Bereitung schöner Glasachen. Dabei studirte er sehr fleißig Chemie und lieferte ausgezeichnete Präparate. Er hatte 1678 zwei Bücher geschrieben und in die Welt gesendet.* Seit dem Jahre 1669 aber fesselte eine Entdeckung seine Aufmerksamkeit, die für den Chemiker freilich vom höchsten Interesse sein mußte. Mit alchymistischen Arbeiten beschäftigt, hatte ein Laborant durch Zufall eine eigenthümliche Substanz in seinen Retorten entdeckt.

Vergebens hatte Rundel sich bemüht, von dem Entdecker die Mittheilung des Processes zu erhalten, durch welchen der wunderbare Stoff sich gewinnen ließ. Der Erzeuger jener Materie war ein Kaufmann, Brandt in Hamburg, der bei alchymistischen Versuchen sein ganzes Vermögen geopfert hatte. Rundel hatte Brandt

bestimmt, ihn in das Geheimniß einzuweihen. Letzterer war jedoch entweder hartnäckig bei seiner Weigerung geblieben, oder hatte dem Suchenden ein unrichtiges Verfahren angegeben, genug — Rundel sah sich genöthigt, auf eigne Faust nach dem sonderbaren, geheimnißvollen Stoffe zu forschen. Seit 1669 beschäftigte er sich mit diesem Thema.* Welcher Stoff war es? Die Leser werden es bald erfahren, denn als Kirchmayer den Adepten auf der Insel besuchte, war die Materie bereits von Rundel wieder entdeckt. Kirchmayer's Person mag hier auch noch in der Kürze besprochen werden. Er war einer der tüchtigsten Köpfe seiner Zeit. 1635 in Franken geboren, von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, ging er später zur Rechtsgelehrsamkeit über. Er sprach viele Sprachen, schrieb sehr gute Werke über römisches Recht und trieb leidenschaftlich Chemie. Dieses Stedensperd hatte ihn mit Rundel vereinigt, dessen Versuchen er höchst aufmerksam folgte. In Dresden laborirten sie oft zusammen. Kirchmayer war dabei ein vollkommener Weltmann und bei vielen Höfen hoch angesehen.**

Nachdem die Tafel aufgehoben war, nahm der Adept eine mit Gläsern geschlossene Laterne. Er zündete das vor dem silbernen Reflector stehende Licht an, ergriff sein Schlüsselbund und forderte Kirchmayer auf, ihn zu begleiten. Beide durchschritten einen Gang. Rundel öffnete eine niedrige, eiserne Thür. Scharfer, schwefelartiger Geruch drang aus dem Gemache. Die Männer betraten das Laboratorium. Bei dem Scheine des grellen Lichtes sah Kirchmayer sogleich die wunderliche Ausstattung, welche, wie bei allen Laboratorien, in zahllosen Retorten, Felsen und Recipienten, Bläsen, Kräuterbündeln und ausgestopften Unthieren, Büchern, Kolben, Gerippen, Winden und Maschinen bestand. Rundel setzte das Licht nieder und trat an den noch warmen chemischen Ofen.

„Hier ist wieder etwas in Arbeit,“ sagte er. „Ihr seht diese glasirte Retorte mit dem langhalsigen Recipienten. In der Retorte sind vier Pfund gepulverter Bolus und — was glaubt Ihr wohl sonst noch?“

„Nun?“

„Ihr sollt es nachher erfahren. Ich habe den Inhalt der Retorte schon durch alle Grade getrieben. Als Ihr anpochtet, war ich eben beim Feuern, um den letzten Gang machen zu lassen. Inzwischen thut die Unterbrechung nichts, mein Ofen ist noch thätig. Was ich gewonnen habe, sollt Ihr jetzt nahe bei sehen, obwohl Ihr es schon von Weitem betrachtet habt. Kommt.“

Rundel schritt mit Kirchmayer auf das nach dem Flusse hinausgehende Fenster des Laboratoriums zu. Den Marmortisch, welcher vor dem Fenster stand, bedeckten allerlei chemische Präparate und verschiedene Instrumente. Der Adept rückte zwei mit Wasser gefüllte Krystallbeden zurecht, deren Oeffnungen durch schwere Glasbedel geschlossen waren. Als Kirchmayer aufmerksam das Gefäß betrachtete, sah er in dem Wasser eine Anzahl fingerdicke Stäbchen schwimmen, welche bei der Bewegung zu funkeln schienen. Rundel hob den Deckel ab und nahm eines der Stäbchen heraus. Sofort flammten seine Finger, und häßlich riechender Dampf wirbelte empor. Kirchmayer trat zurück.

„Da seht Ihr es,“ lachte der Adept, „hab' ich es gefunden? Nun sollt Ihr's in vollem Glanze schauen. Gebt Acht.“ Er nahm behutsam das Präparat zwischen die Glieder einer Zange und entzündete es. Ein strahlendes, grünliches Licht verbreitete sich in dem Gemache und warf seinen Schein durch das Fenster weit hinaus auf die Wasserfläche. Die beiden Männer und der abenteuerliche Apparat, welcher sie umgab, waren wie von Zaubersammen umspielt. Der Wind heulte in den Rauchfängen, und als das wunderbare Licht leuchtete, ertönte von draußen her ein Schrei, vermuthlich aus der Kegel eines erschrocknen Schiffers kommend, der gerade bei der Zaubereinsel vorüber steuerte.

„Rundel, Ihr habt gesiegt,“ sagte Kirchmayer, als das Stäbchen von der Flamme verzehrt und der Glanz erloschen war.

„Nicht wahr?“ frohlockte der Adept. „Herr Brandt in Hamburg wird sich ärgern. Ich habe es allein wieder aufgefunden. Nun rathet, woraus ich es ziehe! denkt Ihr aus Gold, Silber oder irgend einem Metalle? aus Erde oder Gestein? Nichts von alledem. Dieses wunderbare Material hole ich mir aus Menschen-

* Nach den meisten Berichten hat ein gewisser Krafft den Rundel auf Brandt's Erfindung aufmerksam gemacht. Schon Leibnitz hat über die chemischen Versuche Brandt's und Rundel's geschrieben.

** Kirchmayer hat viele Schriften hinterlassen. Er machte große Reisen und starb 1700.

* Die Glaskunst oder ars vitraria. Leipzig 1679. 4. — Chymische Wille, oder Anmerkungen von denen Principiis chymicis. Leipzig 1678.

harn, mein Freund. Den Geist, der in jenen Absonderungen verborgen liegt, hat Herr Brandt geglaubt sich allein dienstbar gemacht zu haben. Ha! ha! ha! ich habe ihn mir auch citirt und werde ihn besser zu verwerthen wissen. Das ist ein Stoff, der noch erst von der Nachwelt ausgebeutet werden wird, ein Stoff, in dem Alles verborgen liegt; er ist vielleicht die Ursache des ganzen menschlichen Seins, und jedenfalls, das glaube ich gewiß, strömt sein geheimnißvolles Fluidum durch alle Canäle des Körpers.“

„Und wie nennt Ihr den wunderbaren Stoff?“ fragte Kirchmayer.

„Phosphor — mein Freund. Phosphor! der Lichtträger, der da leuchtet, ohne zu brennen, und der, wenn er sich entzündet, strahlt, brennt und flammt wie das himmlische Feuer. Noch vielerlei, ich sag' es Euch, wird man diesem Stoffe verdanken. Mag Herr Brandt der Entdecker sein, ich habe ihn auch entdeckt. — Ist es doch, als wenn sich zwei Väter streiten, wer das Kindlein gezeugt. Der aber ist der beste Vater, der es groß zieht und schön stark in die Welt sendet, und dazu bin ich der Mann. Nicht ein blindes Ohngefähr, wie es bei Brandt der Fall war, hat mich die seltene Materie finden lassen. Nein, ich habe Tag und Nacht gesonnen, um ihrer habhaft zu werden, und darum soll mein Name verknüpft bleiben mit dem leuchtenden Stoffe. Mein Kurfürst wird sich freuen. Ich bin dem Brandt dankbar, daß er den Geheimnißvollen spielte. Selbst ist der Mann.“

„Man fürchtet Euch schon,“ sagte Kirchmayer lachend. „Was wird erst geschehen, wenn die neue Entdeckung bekannt wird! Ihr seid dann vollends ein Teufelspriester, sobald das Höllelicht leuchtet.“*

„Die Narren!“ entgegnete Kunkel. „Wer ein wenig mehr Gehirn hat als sie, die Tröpfe, der muß mit dem Teufel zusammengehen. Es ist wahrlich für den gehörnten Gesellen gar kein so übles Compliment, daß man alle geschiednen Leute mit ihm in Verbindung bringt. Wenn die alle wirklich in der Hölle sitzen, so muß die Gesellschaft wahrhaftig unterhaltend genug sein.“ — Die Freunde lachten. „Nachdem ich Euch,“ fuhr Kunkel fort, „eine ernste Arbeit von wissenschaftlichem Werthe gezeigt, sollt Ihr nun auch Spielereien und Kunststücklein sehen.“ Der Adept öffnete die Seitenthüre eines Cabinets, ging hinein und zündete einige Kerzen an. Als Kirchmayer das Zimmer betrat, stieß er einen Ruf der Verwunderung aus. Er befand sich in dem Gemache, welches die Krystall- und Glasfabricate des Adepten enthielt.

Hier standen auf Bretern, in Schränken und hinter Gittern eine Menge der schönsten Gläser von allerlei Farben und Formen. Das helle Kerzenlicht wiegte sich und bligte auf den prächtigen Erzeugnissen, die gleich edlen Steinen Strahlen schossen. Kunkel nahm verschiedene Exemplare herab und zeigte sie Kirchmayer, der sie mit den Blicken des Kenners prüfte. Besonders interessant war die große Schale, welche der Adept für den Kurfürsten gefertigt hatte. Sie bestand aus einem sehr künstlich zusammengesetzten Untergerüste, auf dem sich ein muschelförmiges Gefäß erhob. Die Verschmelzung vieler Krystalle war hier gelungen, und das kostbare Glas glückte einem ungeheuren ausgehöhlten Rubin.*

Während aller dieser Betrachtungen hatte der Regen draußen nachgelassen. Der Mond war hinter dem zerrissenen Gewölk hervorgetreten und warf seinen Schimmer auf das einsame Haus und dessen Umgebung. Die Freunde, in eifrigem Gespräch begriffen, hatten nicht bemerkt, daß der große Hund in das Gemach gekommen war. Plötzlich ward das Thier unruhig. Seine Ohren spitzten sich. Den Körper gestreckt, den Kopf lang vorgebogen, näherte sich der Hund mit leisem Knurren dem Fenster. Diese Anzeichen waren für Kunkel keine neue Erscheinung; er wußte, daß er Feinde hatte, die auf sein Verderben ausgingen, und schon einmal hatten sie durch Brandstiftung seine Glashütte und sein Vorrathshaus in Asche gelegt. Kunkel eilte mit seinem Doppelhaken hinaus, ein Schuß trachte, und eilige Ruderschläge verriethen die Flucht eines glückselig entkommenen Feindes. Kunkel hatte seinen Mann erkannt, er bezeichnete ihn Kirchmayer als den alten Holzschröder Lauer, der vergeblich nach einem Privilegium zum Bau einer Glashütte trachte.

* Kirchmayer hat über die Erfindung des Phosphor eine besondere Abhandlung geschrieben, in welcher er seines Freundes Kunkel mit großer Wärme gedenkt. Sie trägt den Titel: *Noctiluca constans* etc. Wittenberg 1687.

** Verschiedene Arbeiten Kunkel's sind noch vorhanden. Der größte Theil derselben kam, wahrscheinlich nach dem Tode König Friedrich's I., als viele Kunstfachen verkauft wurden, in Privatbesitz oder in das Ausland. Kunkel's Hauptverdienst bestand in der Erzeugung des Rubinglases.

Zwei Tage später verließ Kirchmayer die Insel. Eilig ruderte ihn der Schiffer vom Ufer hinweg, um nicht lange in der Nähe Kunkel's zu bleiben, der dem Freunde das Geleit bis zum Boote gegeben hatte.

Ohne sich an die Einflüsterungen der Feinde oder an die abenteuerlichen Gerüchte zu lehren, gewährte Kurfürst Friedrich Wilhelm dem Adepten seinen Schutz und seine Gnade. So lange er am Leben blieb, hatte Kunkel die Machinationen der Gegner nicht zu fürchten. Sein tabelloser Wandel und seine trefflichen Arbeiten sprachen überdies zu seinen Gunsten. Er verschönernte nun die ihm als Eigenthum überlassene Insel und baute ein neues Haus, welches nur in geringer Entfernung von der heutigen Meierei auf der Insel lag. Seine Prophezeiung begann sich, wenn auch langsam, zu erfüllen. Schon war der Phosphor ein Gegenstand der höchsten Aufmerksamkeit aller Gelehrten und Aerzte geworden. Zwischen Arbeit und Plänen zur Verschönerung seines Besitzthums die Zeit theilend, lebte er größtentheils auf dem Pfauenwerder oder auch zuweilen in Berlin, woselbst er in der Klosterstraße ein Haus besaß. Der Ruf seiner Geschicklichkeit und seiner Kenntnisse verbreitete sich auch im Auslande, seine Schriften fanden in England vielen Beifall.

Im Jahre 1688 beschäftigte ihn ein Verfahren, durch welches er eine Glasmasse herzustellen hoffte, die sich gleich in Silber oder Golde durch Hämmer bearbeiten ließe. — Nacht für Nacht stand er in seinem Laboratorium. Aufmerksam betrachtete er die glühenden Massen der Asche, welche in der Reverberir-Büchse wallten.

Aber heute wollte ihm kein Versuch gelingen. Stets fand sich irgend Etwas in der Mischung, was die Bemühungen des Adepten vereitelte. Es war die Nacht vom 28. auf den 29. April, und Kunkel war den Tag über in Potsdam gewesen. Die Veranlassung zu jenem Aufenthalte war keine freudige. Sein hoher Gönner, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, lag auf dem Sterbette; an der Wassersucht leidend, erwartete er seine Auflösung mit dem Muth eines Helden. Noch im Laufe des Vormittags hatte der Sterbende den herbeigeeilten Kunkel an das Schmerzenslager befohlen, und der Anblick einiger schönen Gefäße, welche der Günstling vorzeigte, erfreute den sterbenden Fürsten. Friedrich Wilhelm unterhielt sich mit Kunkel eine Zeit lang. Im Gespräche über die Zukunft verhehlte der Adept seinem Herrn nicht, daß er Sorge um seine fernere Existenz trage, daß er wisse, wie seine Feinde nur den Augenblick erwarteten, der den neuen Herrn an die Stelle des alten setze, um ihm seine Rechte zu schmälern. Besonders ängstigte Kunkel die über ihn zu verhängende Untersuchung wegen der vom Kurfürsten erhaltenen Gelder. Der Kurfürst beruhigte ihn bald hierüber, indem er zwei im Zimmer anwesende Diener herbeirief und in ihrer Gegenwart Kunkel von aller Verantwortlichkeit freisprach, auch den Rest der noch ausstehenden Schuld ihm erließ.* — Kunkel trennte sich mit schwerem Herzen von seinem Gebieter. — Auf dem Pfauenwerder angekommen, suchte er seine trübe Laune durch Arbeit zu zerstreuen. — Aber, wie gesagt, es wollte nichts glücken.

Kopfschüttelnd betrachtete Kunkel die widerspenstigen Mischungen. Immer neue Zuthaten warf er in die Gefäße, heftiger schürte er das Feuer seines Ofens. Die Nacht war vorüber, der Morgen dämmerte herauf, die Sonne warf ihren ersten Gruß durch die Fenster des Laboratoriums, noch immer stockte der Glasfluß in den Büchsen; eine kostbare Mixtur lag unter der Asche verborgen; mit kundiger Hand suchte der Chemiker durch neue Erhitzung den Fluß zu erzielen — da — plötzlich wallten die stöckenden Massen hoch auf, sie zischten und knisterten, ein heißer Dampf wirbelte empor, ein heftiger Knall, von sprühenden Funken begleitet, erschredte den Adepten — prasselnd sprangen und barsten die Retorten, und aus dem zerrissenen Ofen schoß eine dunkelrothe Flamme. — Silbergeschladen, zischende Glasmassen, grüne und gelbe Krystalle bedeckten weit umher den Boden des Laboratoriums — dann beruhigte sich Alles wieder, die Flammen des Ofens erstickten in ihrer eigenen Asche. — Die Uhr schlug die neunte Morgenstunde!

Kunkel stand unbeweglich, starr inmitten der Verwüstung. Endlich ging er langsam zu dem Ofen, öffnete die Klappen und Fänge, warf einen Blick auf die Trümmer und verließ das Ge-

* Historisch. Kunkel hielt den Kurfürsten sogar von Geldausgaben zurück, worauf der Fürst erwiderte: „Kümmert Euch nicht darum. Ich habe ehebem wohl 12,000 Thaler und mehr verspielt.“

mach, vor welchem sein stummer Diener ihn mit Gebärden des Schreckens empfing. „Ein Omen,“ murmelte er, das Haupt senkend, „ein Omen!“

Eine Stunde später pochte es leise an die Thür seines Arbeitszimmers. Auf Rundel's Ruf trat einer seiner Laboranten ein. „Was bringt Ihr?“ fragte der Adept, von dem großen Buche, in dem er las, aufblickend.

„Eine Trauernachricht, Meister,“ entgegnete der Gefragte.

„Ich weiß es,“ rief Rundel, „der Kurfürst — —“

„Seine kurfürstliche Gnaden sind heute Morgen um neun Uhr auf Ihrem Schlosse zu Potsdam im Herrn entschlafen.“

Ein Jahr lang ward Rundel noch in Ruhe gelassen. Endlich traten seine Feinde offen gegen ihn hervor. Ein Befehl des Kurfürsten Friedrich III. verlangte eine Untersuchung über den Verbleib der an Rundel gezahlten Gelder. Offenbar war die Verhängung eines richterlichen Verfahrens das Werk einer Cabale gegen den Alchimisten, denn Kurfürst Friedrich, ein eifriger Beschützer der Künste, wäre gewiß der Letzte gewesen, der Rundel in seinem Frieden gestört hätte. Indessen ward der Angeeschuldigte vorgeladen. Es ward specificirt, daß er 30,190 Thaler erhalten habe. Rundel bewies, wie seine Arbeiten einen großen Geldverbrauch bedingt hätten und daß es überhaupt schwer sei, bei Versuchen, wie er sie hätte machen müssen, eine genaue Berechnung aufzustellen. Er zeigte die Briefe des seligen Kurfürsten und berief sich auf das Zeugniß der im Sterbezimmer gewesenen Diener, nach welchem jede Verantwortung von ihm genommen war.

Obwohl man dagegen einwarf, daß Rundel nach Abzug aller Kosten immer noch 17,000 Thaler zurückzahlen habe, so wußte der Angeklagte doch durch Briefe des verstorbenen Kurfürsten nachzuweisen, daß ihm alle Beträge geschenkt worden seien, und Kurfürst Friedrich entschied darauf, daß alle Untersuchung niedergelegt werden solle. Rundel habe eidlich zu erklären, daß er die Gelder nur zu chemischen Arbeiten verwendet habe. Indessen solle er 8000 Thaler in vier Terminen zahlen, und zu dem Ende die Erlaubniß erhalten, sein Haus in der Klosterstraße zu Berlin verkaufen zu dürfen. Die Kosten für Bauten zc. wurden nicht mehr beansprucht und Rundel in seinem Besitzthume gelassen. Er erhielt außerdem die Erlaubniß auf vier Jahre in fremde Dienste zu gehen, aber alles Laboriren sollte er in Zukunft auf seine eigene Gefahr unternehmen.

Rundel blieb also auf der Insel und triumphirte über seine Feinde, wenngleich mit Opfern. Daß er noch weitere Arbeiten lieferte und außerdem Privilegien besaß, auf die er sich berufen konnte, geht aus einem Schreiben hervor, in welchem er sich auf's Neue über die Versuche zur Brandstiftung beklagt und zugleich auf das Entschiedenste dagegen protestirt, daß der Holschreiber Bauer gegen ihn intriguire und ein Privilegium zu einer Glashütte nachsuche. Er bittet, ihm kund zu thun, daß nur er (Rundel) allein und keine andere Hütte gefärbte Gläser machen dürfe.

Wie lange Rundel noch auf der Insel blieb, ist nicht genau zu ermitteln. Eines Tages aber war das Eiland öde. Das Gebell des unheimlichen Hundes erscholl nicht mehr. Die Schornsteine stießen keinen Rauch aus; kein Lichtschein strahlte durch die Fenster des Laboratoriums, und vergebens suchte man die dunkle Gestalt des verrufenen Adepten zu erblicken, der zuweilen am Ufer umhergegangen war. — Was konnte die Ursache des plötzlichen Verschwindens sein? „Endlich,“ so calculirten die frommen Gemüther der damaligen Zeit, „endlich ist das Maß voll gewesen. Der Teufelskünstler hat dem Satan nicht den Pakt halten können, und so hat denn seine schwarze Stunde geschlagen. Der Teufel hat die ganze Sippschaft, Herr, Diener und Hund, geholt. Gott sei Dank, daß sie von der Welt sind!“

Zum größten Erstaunen und Entsetzen der Gläubigen tauchte aber der verschrieene Schwarzkünstler zu Stockholm als königlicher Oberbergrath und Ritter, Baron Rundel von Ewensstern, mit Ehrenbezeichnungen aller Art überhäuft, wieder auf. Kön'g Carl XI. hatte ihn an seinen Hof berufen, und die Gesellschaft der schwedischen Naturforscher nahm den tüchtigen Mann, den Entdecker des Phosphors, unter ihre Mitglieder auf. In den Verzeichnissen der Gelehrten führt er den wissenschaftlichen Namen *Hermes III.* * Rundel starb zu Anfang des 18. Jahrhunderts in sehr glänzenden Umständen.

Die Sage, daß auf der Insel der Geist eines Goldmachers spuke, der früher da sein Wesen getrieben und, weil ihm der Ort so gefallen, sich jetzt nicht davon trennen könne, daß das Gespenst während des Sommers jede Nacht die Insel besuche und einen schwarzen Hund bei sich habe, diese Sage ist noch heute unter den Fischern verbreitet.

George Hilft.

* In verschiedenen Werken wird Carl XII. als Derjenige genannt, der Rundel nach Schweden berief. Dies scheint aber mit der Zeit nicht zu stimmen, da Carl XII. erst 1697 und 15 Jahr alt zur Regierung kam. Nach Zedler berief ihn Carl XI.

Eine deutsche Todtenfeier in Amerika.

Die Deutschen in Baltimore feierten am 26. August das Andenken an den Heldenjäger Theodor Körner mit ebenso großer Pietät, als es an demselben Tage in Deutschland gefeiert wurde. Es wird den Lesern der Gartenlaube um so willkommener sein, einen Bericht über diese Feier an dem Ufer des Patapasco zu erhalten, als eben die Gartenlaube sehr viel dazu beitrug, die Erinnerung an den unsterblichen Heldenjäger durch Wort und Bild lebhaft aufzufrischen.

Der Gedanke, eine solche Feier in unserer Mitte zu veranstalten, ging vom hiesigen „deutschen Union-Volkvereine zur Unterstützung verwundeter und kranker Krieger“ unserer heldenmüthigen Befreiungsarmee aus, dem sich sofort der social-demokratische Turnverein, die Turner-Liedertafel und der Arbeiter-Gesangverein anschlossen. Um die Feier so erhehend als möglich zu machen, beschloß das Festcomité, einen ehrwürdigen Kampfgenossen des Heldenjägers dazu einzuladen. Dieser alte Lützower ist Dr. W. D. G. Pfeiffer, der seit etwa 30 Jahren in New-Orford, Adams County, Pennsylvanien, nicht weit vom Schlachtfelde von Gettysburg lebt, und sich als praktischer Arzt, wie als echter freisinniger Patriot unter den Deutschen in Pennsylvanien und Maryland einen wohlverdienten Ruf erwarb. — Unsere deutschen und englischen Blätter brachten inzwischen Artikel über die Bedeutung der Körnerfeier in Deutschland und Amerika, so daß auch der englisch sprechende Theil der Bevölkerung Baltimore's, dem der Heldenjäger wenig oder gar nicht bekannt ist, über seine Verdienste als Dichter und Freiheitskämpfer unterrichtet wurde.

Am Abend des 26. August strömte das Publicum herbei, um

Deutschlands Liebling den Tribut der Achtung zu zollen. Unter den zahlreichen Gästen befanden sich viele deutsche Krieger für Amerika's Einheit und Freiheit, die theils aus den umliegenden Forts, theils aus den Spitälern oder ihren Privatwohnungen herbeikamen, und worunter die Invaliden auf Krücken und Stelzkeinen einen rührenden Eindruck machten.

Die geräumige Festhalle, mit Laubgewinden, Eichenkränzen, Feyer und Schwert und prächtigen Sternenbannern geschmückt, bot im Lichtglanz der vielen Lampen einen imponirenden Anblick. An der verhüllten Schaubühne im Hintergrunde erhoben sich Pyramiden von Trommeln, und an den Wänden und andern passenden Stellen schimmerten Waffen, die wie die Sternenbanner vom Quartiermeisteramt der Vereinigten Staaten geliefert wurden. Die Mitglieder des Festcomité's, sowie die Redner und sonstigen Mitwirkenden trugen Trauerflor am linken Arm und schwarz-roth-goldne Schleifen an der Brust.

Als der Vorhang der Schaubühne unter dem Vortrag von Körner's „Gebet während der Schlacht“ emporgeschwebt, zeigte sich ein mit Eschako, Degen und Eichenkränzen geschmückter Katafall, über welchem sich, an eine schwarz-roth-goldne Draperie gelehnt, die Büste des Gefeierten erhob. Sechs Krieger, in der Uniform der Lützower, hielten hier die Todtenwache. Der Prolog von J. Straubenmüller (unter den Deutschen in Amerika durch sein episches Gedicht „Pecahontas“ rühmlich bekannt) machte einen trefflichen Eindruck. Die Festrede, von Dr. Hugo Kühne gehalten, hob die Freiheitsbewegungen der Deutschen in den Jahren 1813 und